Zeitschrift: Jahresbericht / Deutschschweizerischer Sprachverein
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 7 (1911)

Artikel: Der Verein und seine Tätigkeit
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595029

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Verein und seine Tätigkeit.

B: Wir können, wie in allen früheren Jahren, von einer Zunahme der Mitgliederzahl berichten. Die Beitritte sind ganz besonders erfreulicher Art. Nur eine Frau gehörte bisher dem Verein an, in diesem Jahr sind drei weitere beigetreten, mehrere Deutschlehrer sind zu den früheren hinzugekommen, und wir können heute sagen, daß wir einen Anfang zur Sammlung unsrer deutschschweizerischen Schriftsteller gemacht haben. Ein Blick in unser Mitgliederverzeichnis lehrt, was wir meinen.

Im Jänner verloren wir durch den Tod ein Mitglied des Vorstandes, den verdienten vaterländischen Geschichtsforscher Professor Dr. Julius Brunner. Der alte Herr hatte seinerzeit unserm entstehenden Verein sogleich seine Aufmerksamkeit geschenkt, nahm fleißig an allen Anlässen teil und war uns als besonnener Berater wie als eifriger Verfechter unsrer Vereinszwecke wertvoll.

Mit der Verbreitung des Deutschen Ortsnamenbüchleins für die Westschweiz haben wir fortgefahren.

In diesem Jahre ist es uns auch möglich gewesen, endlich etwas gegen die unberechtigten fremdsprachigen Ladenschilder zu unternehmen. Wir haben den Angriff auf den Punkt gerichtet, wo das Übel am festesten sitzt, auf die Stadt Bern. Wir richteten zuerst an die Maler der Stadt das folgende Schreiben:

„Sehr geehrter Herr! Es ist eine Eigentümlichkeit der Stadt Bern, daß hier die Ladenschilder viel öfter in einer fremden als in der ortsüblichen Landessprache gehalten sind. Während in andern deutschen Schweizerstädten nur eine beschränkte Anzahl von Kaufleuten fremdsprachige Ladenschilder aushängen, während in der französischen Schweiz trotz starken deutschen Bevölkerungsminderheiten (20% in Neuenburg, 13% in Genf, 16% in Vivis) fast nur französische Aufschriften zu sehen sind, gibt es in Bern zahlreiche Geschäfte, die auf die deutsche Einwohnerschaft gar keine Rücksicht nehmen und englische, italienische, ja russische Worte an ihre Ladenfenster malen, aber kein deutsches.

„Wir wissen nun ganz wohl, daß hieran nicht die Maler schuld sind. Aber wir gehen gewiß nicht fehl in der Annahme, daß bei Um-

bauten und Neuanstrichen von Häusern und bei der Erneuerung von Ladenschildern die Maler zuweilen um Rat gefragt werden. Deswegen denken wir, daß Sie uns in unserm Bemühen um Beseitigung des erwähnten Uebelstandes wirksam unterstützen könnten, indem Sie vorkommendenfalls Ihre Kundschaft aus der Geschäftswelt darauf hinweisen, daß fremdsprachige Ladenschilder sehr oft ihren Zweck verfehlen, daß vor, mindestens aber neben der fremden Sprache immer die Muttersprache ihren Platz haben soll und die fremde überhaupt nur da angewendet werden darf, wo sie nötig ist.

„Wir hoffen, daß Sie dieses Bestreben, unter uns deutschen Schweizern Achtung für die Muttersprache und für heimatliches Volkstum zu erwecken, gebührend würdigen und diese unsre Zuschrift demgemäß aufnehmen werden."

Wenn wir auch das zweite, im März an die Geschäftsleute und Ladenbesitzer der Stadt Bern gerichtete Schreiben hier nochmals zur Kenntnis bringen, nachdem es bereits in der Vereinszeitschrift abgedruckt gewesen ist, geschieht das, weil dieses harmlose Schriftstück zu unerhörten Angriffen auf den Verein Anlaß gegeben hat, sodaß uns daran liegen muß, seinen Wortlaut möglichst weit bekannt zu machen. Es lautete:

„Hochgeehrter Herr und Landsmann! Unser Verein, der die Liebe und das Verständnis der Deutschschweizer für ihre Muttersprache zu wecken sucht, erlaubt sich, Sie heute um Ihre gütige Mitarbeit anzugehen.

„In Bern finden sich an Geschäftshäusern und Läden im ganzen bedeutend mehr Aufschriften in fremder als in deutscher Sprache. Eine große Zahl von Ladenbesitzern schreibt überhaupt kein deutsches Wort auf Fenster und Schilder. Bei andern steht unter vielen französischen und englischen Wörtern ganz bescheiden auch irgendwo ein deutsches Wort zu lesen. Ein fremder Besucher muß den Eindruck bekommen, Bern sei eine internationale Stadt mit ganz vorherrschend französischer Bevölkerung.

„Wir halten das für einen bedauerlichen Uebelstand.

„Bern zählte im Jahr 1900 bei 60 000 Einwohnern deutscher Muttersprache nur 3000 Einwohner französischer Sprache, von denen ohne Zweifel die Mehrzahl ganz gut deutsch versteht. Es entspricht deshalb gar nicht den tatsächlichen Verhältnissen, wenn die bernische Geschäftswelt durch Aufschriften und Ladenschilder sich an diese fast ganz deutsche Einwohnerschaft in französischer Sprache wendet. Kaufmännischer Grundsatz ist doch wohl, daß der Kaufmann die Kund-

schaft in ihrer Sprache bedient, zumal wenn die Sprache seiner Kundschaft gleichzeitig die seinige ist.

„Die Bemerkung, daß in Bern der Geschäftsverkehr auch auf die durchreisenden Fremden angewiesen sei, hat ohne Zweifel ihre Berechtigung. Allein abgesehen davon, daß von den fremden Besuchern Berns nachgewiesenermaßen etwa die Hälfte deutscher Muttersprache ist, kommt die fremde Kundschaft doch nur für einen gewissen Bruchteil der Geschäftsleute und nur für bestimmte Straßen in Betracht. Auch hat es für diese Fremden durchaus nichts Anstößiges, wenn sie in dem deutschen Bern deutsche Ladenschilder finden wie in Basel, Zürich und anderswo, und wie sie in Italien italienische, in der französischen Schweiz französische sozusagen ausschließlich finden; vielmehr wird ihnen das durchaus natürlich und richtig vorkommen. Städte wie Neuenburg, Lausanne, Vivis haben bei ebenso großem Fremdenverkehr und bei sehr starker deutscher Einwanderung fast nur Aufschriften in der Landessprache, ein durchaus nachahmenswertes Verhalten.

„Was wir nun erstreben und vorschlagen, ist durchaus nicht die Ausmerzung aller fremdsprachigen Aufschriften, sondern wir empfehlen Ihnen für den Fall eines Umbaues oder Neuanstrichs die Beachtung folgender Grundsätze:

„1. Jeder stadtbernische Geschäftsmann soll aus Rücksicht auf die Großzahl seiner Kunden und aus Achtung vor seiner Muttersprache, also vor sich selbst, alles, was er im Schaufenster oder auf der Firmentafel der Oeffentlichkeit und seinen Kunden zu sagen hat, in deutscher Sprache anschreiben.

„2. Dabei sind auch solche längst Mode gewordene Fremdausdrücke wie Coiffeur, Confiserie, Boucherie, Charcuterie, Antiquités durch die vollwertigen und verständlichen deutschen Wörter zu ersetzen.

„3. Fremdsprachige Aufschriften sind da berechtigt, wo sie nötig sind, d. h. da wo die geschäftliche Erfahrung lehrt, daß bei nur deutschen Aufschriften Kundschaft verloren ginge. Unnötige fremdsprachige Aufschriften sind auch darum unzweckmäßig, weil sie leicht zu umfangreich und dadurch überladen, unleserlich und unübersichtlich werden.

„In jedem Falle soll die deutsche Aufschrift an erster Stelle stehen; das ist der Platz, der unzweifelhaft der ortsüblichen Landessprache gebührt.

„Wir brauchen uns unsrer deutschen Muttersprache keineswegs

zu schämen. Sie wird von einer etwa 90 Millionen zählenden, über die ganze Erde verbreiteten Völkerfamilie gesprochen; sie ist so schön, so vornehm und so brauchbar wie irgend eine andre, und vor allem, sie ist unsre traute Heimatsprache, zu der wir stets treu stehen werden.

„Wir hoffen, daß Sie diese Anregungen als von wohlgesinnten Landsleuten kommend gerne entgegennehmen und wohlwollend prüfen werden, und zeichnen usw."

Jedermann wird zugeben müssen, daß in diesen Worten für niemand etwas Verletzendes oder Herausforderndes liegt, daß man maßvoller gar nicht sprechen kann. Trotzdem erfolgte alsbald nach der Versendung ein heftiger Ausbruch der „Gazette de Lausanne". Die Aufschrift Des pédants und der Schlußsatz: „Foin des pédants" (pfui über die Pedanten!) ließen deutlich erkennen, daß man uns nichts Ernsthaftes vorwerfen konnte. Aber das „Journal de Genève" ergänzte den Ruf, indem es hinzusetzte: „foin des pièstres Suisses, des mauvais patriotes!" (pfui über die schäbigen Patrioten!). Also wer die Geschäftsleute der deutschen Schweiz bittet, auf ihren Ladenschildern die Sprache der Einheimischen zu berücksichtigen, der ist ein schäbiger, ein schlechter Schweizer! Diese Angriffe gingen dann auch in die übrige französische und in die italienische Presse über, und wochenlang war in der ganzen Welt die Rede von dem „neuen Vorstoß des Pangermanismus".

Lehrreich ist zu sehen, was der „Gazette de Lausanne" am meisten weh getan hat: unsre Bezeichnung der französischen Sprache als einer fremden. In Bern sei Französisch niemals eine fremde Sprache gewesen, behauptet das Blatt. Die Lehrpläne unsrer Schulen bezeichnen aber doch Französisch als fremde Sprache und ebenso das Deutsche in Lausanne als langue étrangère. Ueberhaupt ist es ganz allgemeiner Sprachgebrauch, jede Sprache, die nicht unsre Muttersprache ist, als fremde zu bezeichnen. Das weiß man in Lausanne und Genf recht gut. Weshalb nun die Entrüstung über den doch anerkannten Gebrauch? Sie muß erklärt werden aus der Anschauung, die die Angehörigen der französischen Sprache von deren Wert haben. „Jeder gesittete Mensch hat zwei Vaterländer, das seine und Frankreich" steht in einem französischen Schulbuch.[1]) „Französisch bleibt die Sprache des geistigen Adels", schreibt ein

[1]) Tout homme civilisé a deux patries, la sienne d'abord, la France ensuite, vom Berichterstatter wörtlich einem franz. Schulbuch entnommen.

Pariser in eine elsässische Zeitung,[1]) und im Aufruf des Vereins Amitiés françaises steht von der französischen Kultur zu lesen: „Ihre Jünger bilden einen geistigen Adel."[2]) Sind nun auch schweizerische Zeitungen zu klug, um dergleichen Ungereimtheiten so unverblümt auszusprechen, so huldigen doch auch sie der Anschauung, daß wir, die deutschen Landsleute, oder wenigstens die Gebildeten unter uns, französisch als unsere zweite Muttersprache betrachten sollen, wie es überhaupt ihre Gewohnheit ist, den ganzen östlichen Grenzstreifen, Belgien, Luxemburg, teilweise auch die Rheinlande, ferner Elsaß und die Schweiz, ja auch noch Piemont, als französische Kulturprovinz zu behandeln, in der zwar die „niedern" Volksschichten eine fremde Mundart sprechen, die Gebildeten aber unter der Ausstrahlung von Paris stehen und mit Stolz französisch als zweite, als Sonntagssprache betrachten. Darum ist nach ihrer Meinung „Französisch in Bern niemals eine fremde Sprache gewesen". Die Gereiztheit aber, die sich solcher Blätter wie der „Gazette de Lausanne" bemächtigt, wenn von diesen Dingen die Rede ist, kann man aus der Lage der Dinge wohl verstehen. Die Hoffnung der Franzosen, überall außerhalb Frankreichs ihre Sprache als die der Bildung und der guten Gesellschaft einzubürgern, das Erbe der einstigen Weltsprache, der lateinischen, anzutreten, war im 18. Jahrhundert der Erfüllung nahe gerückt. Da kam die Erhebung der Völker gegen die französische Vergewaltigung, das Aufblühen nationaler Literaturen, das erwachende völkische Selbstgefühl. Deutschland, Holland, Oberitalien gingen als französische Kulturprovinzen verloren. Die demokratische Flutwelle fegte die wadenstrümpfelnde, empfindsame Aristokratie weg, die in unsern deutschen Kantonen die Trägerin welscher Sprache und Sitte war. Man mußte nun fortan die französischen Ansprüche auf einen schmalen Grenzstreifen beschränken, und auch hier schien die politische Eroberung des linken Rheinufers zur Behauptung der geistigen Eroberungen notwendig. Diese politische Eroberung schlug fehl. Dafür trennte der Krieg von 1870 das Elsaß von Frankreich ab und machte auf dieser Strecke des Grenzstreifens die Volkssprache wieder zur Schul- und Amtssprache. In Belgien standen beherzte Männer, Dichter und Denker auf, machten dem flandrischen Volk seine Muttersprache wieder wert und brachten deren Gleichberechtigung im Staate zur Geltung. Ueberall weist der Uhrzeiger der Geschichte auf

[1]) Hinzelin im „Journal d'Alsace-Lorraine".

[2]) „Echo de Paris" vom 17. Heumonat 1911. Der Satz bezieht sich auf Frankreichs Nachbarländer.

Volkstum, Muttersprache, Heimatklang und eignen Wert. Das ist für die französischen Ausdehnungsbestrebungen recht bedenklich. Nun gilt es die letzten Bollwerke zu verteidigen, die man noch im Lande des Nebenbuhlers hat, die Städte Brüssel und Antwerpen, die Hochschule in Gent, das in geschlossenen Räumen sich am Klange französischer Worte berauschende Bürgertum Straßburgs und Mülhausens, das nach dem fernen Echo bonapartistischer Trommelwirbel lauscht und darüber den Stundenschlag der Weltgeschichte überhört, und das gutmütige Bern, wo ein derbbäuerliches Alemannentum sich zurzeit noch einreden läßt, welsch sei besser als deutsch. Wer in diesen Gebieten die Muttersprache der Eingesessenen fördert, und wär's in der harmlosesten Absicht und in der maßvollsten Art, der wird als Feind angesehen und grimmig bekämpft. Es hilft aber nichts; unsere lieben welschen Landsleute haben es in ihrer Mehrzahl bereits eingesehen, daß in unserm Lande überall der Grundsatz gelten muß: die Volkssprache soll die öffentlich geltende Umgangssprache sein. Die paar Schreier, denen das nicht recht ist, werden zwar eine Zeitlang Unfrieden stiften, aber nicht ins bewegte Rad der Zeit fallen können.

Lange Zeit war es für manche unsrer tätigen Mitglieder eine ungelöste Schwierigkeit, auf welchem Wege es möglich sei, die mancherlei sprachlichen Verstöße, denen man im Alltagsleben begegnet, in geeigneter Weise zur Sprache zu bringen und Abhilfe anzuregen. Wir glauben das richtige Mittel gefunden zu haben in der Herstellung besonderer Meldezettel für unsere Mitglieder. Jedes Mitglied hat vor Jahresfrist eine Anzahl solcher roter Zettel erhalten mit der Bitte, dem Vorstand sprachliche Mißstände mit Benützung eines derartigen Vordruckes und unter Mitgabe von Belegen mitzuteilen. Wenn beim Vorstand eine derartige Meldung einläuft, so prüft er die Sache, schreibt gegebenenfalls an den Fehlbaren und schlägt Abhilfe vor. Da auch hierfür wieder ein Vordruck (grüner Zettel) benutzt wird und dabei kein Name, sondern bloß der Vereinsvorstand genannt wird, so entbehren diese Briefe, wiewohl sie als eine Art Rüge aufgefaßt werden könnten, jedes persönlichen, unsachlichen Gepräges. Dadurch wird es möglich, alles, auch Kleinigkeiten, zur Sprache zu bringen, ohne daß sich unsere Mitglieder dem Vorwurf aussetzen, daß sie sich in Dinge mischen, die sie nichts angehen; denn daß der Vorstand des Sprachvereins auf sprachliche Mißstände hinweist, nimmt ihm niemand übel. Man kann auf diese Weise eine Menge nützlicher Kleinarbeit leisten. Es

ist schade, daß bisher nur wenige unsrer Mitglieder von ihren roten Zetteln Gebrauch gemacht haben. Wir hatten eine weit regere und allgemeinere Mitarbeit erwartet und bitten ernstlich, hierin unsre Sache weiterhin zu fördern.

Immerhin sind vom Vorstand innerhalb eines Jahres über hundert grüne Briefe versandt worden. Sie betrafen die verschiedensten Dinge. Beispiele: Wir hören davon, daß ein alter Gasthof der deutschen Schweiz den sinnlosen Namen Savoy Hotel bekommen soll; wir machen den Eigentümer auf das Unzweckmäßige dieser Namengebung aufmerksam und schlagen vor, einen bodenständigen und sinnvollen Namen zu geben. Ein Verleger aus München verbreitet in der Schweiz einen Weihnachtskatalog, worin alle Preise in frs. und cts. angegeben sind; wir teilen ihm mit, daß die amtliche und volkstümliche Bezeichnung für unser Geld Franken und Rappen lautet. Eine Musikgesellschaft verlangt für ihre Konzerte Entrée, eine ganz deutsche Bahnverwaltung unsres Landes gibt Abonnements au porteur heraus, eine Behörde der deutschen Schweiz schreibt Anvers und Bruxelles für Antwerpen und Brüssel, ein Bundesbahnschaffner betritt in Zürich den Wagen mit dem Rufe: les billets s'il vous plaît. Auf alle solche Wahrnehmungen verschicken wir einen grünen Brief mit der Bitte um Abhilfe.

Der Erfolg war, wie man sich denken kann, recht verschieden. Viele unsrer Briefe blieben unbeachtet, manche wurden nicht beantwortet, aber befolgt, wieder andere riefen Antworten hervor, in denen eine sachliche Erklärung oder einleuchtende Rechtfertigung des von uns gerügten Mißstandes gegeben oder Abhilfe in Aussicht gestellt wurde, und in einigen Fällen gab es natürlich auch unverständige Erwiderungen, in denen der aus seiner Ruhe Aufgeschreckte seinem Aerger Luft machte oder die Lücken seiner Bildung aufdeckte. Die Antworten sind zum Teil sehr wertvoll, weil sie einen Einblick gewähren in die vorhandenen Anschauungen über sprachliche Dinge und zuweilen geradezu blitzartig die Verhältnisse beleuchten. Fahren wir mit dieser Tätigkeit fort, so können wir nach einigen Jahren geradezu einen Bericht ablegen über die Frage, wie unsere Landsleute über sprachliche Verhältnisse denken.

Wie lehrreich ist z. B. folgender Fall. Wir hatten ein deutschschweizerisches Geschäft, das einen alltäglichen Gebrauchsgegenstand herstellt, aufmerksam gemacht, daß es unzweckmäßig sei, die Bahnhöfe und Straßenecken der deutschen Schweiz mit einem rein französisch gehaltenen Maueranschlag zu bedecken. Antwort: Wir haben

das getan, „aus der Erwägung, daß bei der bekanntlich immer größer werdenden Schulbildung die Worte . . . . . auch von der deutschsprechenden Bevölkerung werden verstanden werden". Also für den Eifer, immer besser französisch zu lernen, sollen wir damit belohnt werden, daß man in Zukunft sich nicht mehr die Mühe nehmen will, unsere Sprache mit uns zu sprechen. Wer es nicht schon gewußt hat, kann daraus lernen, daß unsere „immer größer werdende" Bildung (vorausgesetzt, daß es mit der Vergrößerung seine Richtigkeit habe) zwei Seiten hat. Deutlicher kann man es uns doch nicht sagen: „Je mehr ihr fremde Sprachen treibt, desto weniger Federlesens machen wir mit euch dummen Micheln."

Ein bekannter Mann, der sonst für recht gebildet gilt, glaubt einen besondern Trumpf auszuspielen, indem er uns schreibt, er vermisse in unserm Schreiben „die Verdeutschung der Fremdwörter Staat, Kasse, Mai, Nummer". Er scheint nicht zu wissen, daß man in der Sprachwissenschaft zwischen Fremdwörtern und Lehnwörtern unterscheidet, daß zwischen Wörtern mit fremdem Klang oder fremder Schreibweise wie coupon und bordereau, die wir wirklich als fremd empfinden, und solchen, wie Staat und Nummer, die in Schrift und Klang völlig deutsch geworden und als fremde gar nicht mehr zu erkennen sind, ein ganz erheblicher Unterschied besteht. Auch würden diejenigen, die uns auf solche alte Lehnwörter hinweisen, den ersten Stein auf uns werfen, wenn wir uns einfallen ließen, auch diese zu verdeutschen. Jedermann weiß, daß in derartigen Dingen eine unbedingte Folgerichtigkeit und lückenlose Durchführung irgend eines sogenannten Prinzips unmöglich ist. Ein klarer und guter Grundsatz aber ist der unsrige: kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.

In demselben Briefe wird uns gesagt: „Wir haben in der Schweiz, wo drei Sprachen zusammenleben, denen in der Verfassung die Gleichberechtigung zuerkannt ist, keinerlei Interesse an der Verdrängung französischer und italienischer Wörter aus der deutschen Sprache." Unsere französischen Mitbürger sind bekanntlich anderer Meinung: sie sehen in unsern Fremdwörtern einen Beweis lächerlicher Geschmacklosigkeit und versäumen keine Gelegenheit, es uns zu sagen. Auch bestreiten wir durchaus, daß gerade wir Schweizer an der Beibehaltung von Fremdwörtern ein Interesse haben sollen, die unsere Kaufleute dazu verleiten, in ihren französischen Briefen amortiser, amortisation, lettre chargée, couvert, perron zu nennen,

was auf französisch amortir, amortissement, lettre recommandée, enveloppe, quai heißt. Doch werden wir für den erhobenen Einwand etwas mehr Verständnis haben, wenn sich einmal ein französischer Schweizer finden sollte, der zu folgender Auffassung steht: Ayant en Suisse trois langues reconnues par la constitution, nous n'avons aucun intérêt, en parlant ou en écrivant notre langue, à éviter les mots allemands ou italiens.

Im ganzen sind wir mit den Erfolgen unserer „grünen Briefe" zufrieden. Manches ist erreicht worden; haben doch sogar Zeitungen auf unser Gesuch hin ihren Kopf abgeändert, um Fremdwörter daraus zu entfernen.

Ueberhaupt: unsere Bestrebungen machen entschiedene Fortschritte. Wir möchten deshalb unsere Freunde bitten, den Nutzen unsrer Tätigkeit nicht lediglich nach den Einzelheiten des Jahresberichtes zu beurteilen. Es liegt in der Natur der Sache, daß wir über manche unsrer erfreulichsten Erfolge mit Rücksicht auf die Beteiligten nicht berichten können, und zu diesen unmittelbaren Erfolgen kommen noch manche mittelbare, die vom zunehmenden Verständnis unsres Volkes zeugen. Wir sind nicht so unbescheiden, etwa die Gründung der deutschen Schule in Lugano als einen auch nur entfernten Erfolg unsrer Tätigkeit zu betrachten, aber es ist denn doch Geist von unserm Geist, wenn in einem soeben erschienenen Leitfaden für den Konfirmanden-Unterricht im Abschnitt über Vaterlandsliebe und Bürgerpflichten zu lesen steht: „Treue gegen das Erbe der Väter, gegen angestammte Eigenart und Volkssitte, gegen die Muttersprache. Pflichten gegen die Vorfahren und gegen die Nachkommen." (Walther Staub, Dein Leben, Zürich, 1911.) Vor zehn Jahren wäre etwas dergleichen gar nicht denkbar gewesen.

Im Laufe des Sommers gab unser Verein heraus Die Aussprache des Hochdeutschen, bearbeitet von Dr. H. Stickelberger, Lehrer am Oberseminar in Bern. Das Schriftchen verdankt seine Entstehung einer Anregung aus dem Schoße des Vereins (Seite 11 des letzten Jahresberichtes) und ist bei Schultheß und Co. in Zürich in guter Ausstattung zum Preise von 40 Rappen erschienen. Wir haben es allen unsern Mitgliedern zugestellt und denken, es werde insbesondere den Lehrern willkommen sein. Soweit wir zur Stunde davon Kenntnis haben, ist das Werkchen überall

gut aufgenommen worden. Es ist an mehreren Lehrerseminarien als Lehrmittel eingeführt worden und hat den Beifall der Fachleute gefunden.

Um unaufhörlich neue Mitglieder zu werben, haben wir wieder einen Aufruf, diesmal in besonders schöner Ausführung, drucken lassen und in 2000 Stück verbreitet.

Was wir getan haben, ist auch dieses Jahr gering im Vergleich zu dem, was wir tun möchten; wir bitten um Nachsicht, aber vor allem um Mitarbeit und um unermüdliches Werben für den Verein.

* * *

Am 8. Weinmonat 1911 versammelte sich der Verein in Zürich. Die Beteiligung war größer als je zuvor bei einer Jahresversammlung. Zu Rechnungsprüfern wurden ernannt die Herren Ott-Keller und Schrämli; zu Beisitzern des Vorstandes die Herren J. Häberli (Bern), Direktor Oswald (Bilten), Senn-Fischli (Schaffhausen) und Prof. Dr. Otto Seiler (St. Gallen). Die Vertreter von St. Gallen konnten berichten, daß in ihrer Stadt eine Ortsgruppe des Vereins im Entstehen sei.

Der Jahresbericht wurde verlesen, die Jahresrechnung abgenommen. Was der Rechnungsführer dazu mündlich bemerkte, verdient auch hier Erwähnung, nämlich daß unser Verein aus den regelmäßigen Jahresbeiträgen nur die Postgelder und die sonstigen laufenden Ausgaben bestreiten kann (von dem Beitrag von 5 Fr. gehen 3 Fr. 50 für die Zeitschrift ab, und bloß 1 Fr. 50 bleibt dem Verein), für seine eigentliche Arbeit aber lediglich auf die Geschenke seiner Mitglieder angewiesen ist. Solche sind bis dahin auch stets eingegangen. Wir danken den Gebern auch hier und hoffen, daß sie unsrer Sache ihr Wohlwollen erhalten werden.

* * *

So lange der Vorrat reicht, können von unsrer Geschäftsstelle kostenlos bezogen werden:

Fünfter Jahresbericht (1909; die früheren sind teils vollständig, teils fast vollständig vergriffen).
Sechster Jahresbericht (1910).
Siebenter Jahresbericht (1911).

Brodbeck-Arbenz, Ist Deutsch eine Weltsprache? (Flugschrift).

Bloch er und Garraux, Deutsches Ortsnamenbüchlein für die Westschweiz, mit einer farbigen Karte (auch im Buchhandel zu haben).

Merktafel für Kaufleute (zum Aufhängen eingerichtet).

An die Gastwirte der deutschen Schweiz (Bitte um Auflegen einer deutschen Speisekarte).

An die Geschäftsleute und Ladenbesitzer der Stadt Bern (Bitte um Anbringung deutscher Ladenschilder).

Im Buchhandel für 40 Rappen käuflich:

Stickelberger, Die Aussprache des Hochdeutschen.

Die im Buchhandel käuflichen Verdeutschungsbücher des Allgem. Deutschen Sprachvereins (verlegt bei F. Berggold in Berlin) werden nach ihrem Erscheinen in je einem Stück an unsre Mitglieder von unsrer Geschäftsstelle auf Wunsch kostenlos abgegeben.